dtv

Anna Karenina ist eine wundervolle junge Frau. Sie scheint alles zu besitzen, was glücklich macht, lebt aber seit Jahren in einer unerfüllten, monotonen Ehe. Als der glanzvolle Offizier Graf Wronski in ihr Leben tritt, begegnet sie in ihm ihrer großen Liebe. Dafür ist sie bereit, alles zu opfern. Doch ihre Leidenschaft wird auf eine harte Probe gestellt, und das erträumte Leben mit dem Geliebten rückt in immer weitere Ferne.
Die Tragödie einer Frau zwischen gesellschaftlichem Ansehen und glühender Leidenschaft zeichnet ein unerbittliches Gesellschaftsporträt und zugleich ein Charakterbild von unerreichter psychologischer Feinheit. Der Roman zählt neben ›Effi Briest‹ und ›Madame Bovary‹ zu den großen Schicksalsromanen der Weltliteratur.

Lew Nikolajewitsch Graf Tolstoi, geboren am 9. September 1828 in Jasnaja Poljana, verwaltete nach seinem Studium das heimatliche Gut, heiratete und widmete sich ganz der schriftstellerischen Tätigkeit sowie praktisch-humanitärer Arbeit. Mit seinen beiden Hauptwerken ›Krieg und Frieden‹ und ›Anna Karenina‹ gilt er als einer der bedeutendsten russischen Autoren des 19. Jahrhunderts. Er starb am 20. November 1910 in Astapowo.

Rosemarie Tietze übersetzt und präsentiert russische Literatur. Sie ist Initiatorin des Deutschen Übersetzerfonds und wurde für ihre Arbeit bereits mehrfach ausgezeichnet.

Lew Tolstoi

Anna Karenina

Roman in acht Teilen

Aus dem Russischen neu übersetzt
und kommentiert von Rosemarie Tietze

dtv

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de

Von Lew Tolstoi
sind bei dtv außerdem erschienen:
Herr und Knecht (34648)
Krieg und Frieden (59085)

5. Auflage 2015
2011 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
© 2009 der deutschsprachigen Ausgabe
Carl Hanser Verlag, München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagbild: ›Porträt Maria Gartung‹
von Ivan Kuzmich Makarov
Satz: Filmsatz Schröter, München
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-13995-3

Die Rache ist mein, und Ich will vergelten

ERSTER TEIL

I

Alle glücklichen Familien sind einander ähnlich, jede unglückliche Familie ist unglücklich auf ihre Weise.

Drunter und drüber ging es bei den Oblonskis. Die Frau des Hauses hatte erfahren, dass ihr Mann eine Liaison hatte mit einer Französin, die als Gouvernante im Haus gewesen war, und hatte ihrem Mann verkündet, dass sie nicht mehr im selben Haus mit ihm leben könne. Diese Situation dauerte schon den dritten Tag und wurde sowohl von den Eheleuten wie von allen Familienmitgliedern und Hausgenossen als qualvoll empfunden. Alle Familienmitglieder und Hausgenossen hatten das Gefühl, dass ihr Zusammenleben keinen Sinn habe und dass in jedem Absteigequartier die zusammengewürfelten Gäste mehr miteinander verbinde als sie, die Familienmitglieder und Hausgenossen der Oblonskis. Die Frau des Hauses kam nicht aus ihren Räumen, ihr Mann war den dritten Tag nie daheim. Die Kinder rannten wie verloren im Haus herum; die Engländerin hatte sich mit der Wirtschafterin zerstritten und schrieb einer Freundin ein Billett, sie möge sich nach einer neuen Stelle für sie umtun; der Koch hatte gestern das Weite gesucht, noch während des Diners; Küchenmagd und Kutscher baten um Auszahlung.

Am dritten Tag nach dem Streit erwachte Fürst Stepan Arkadjitsch Oblonski – Stiwa, wie er in der vornehmen Welt genannt wurde – zur gewohnten Stunde, also um acht Uhr morgens, nicht im Schlafzimmer seiner Frau, sondern im Kabinett auf dem Saffiansofa. Er

drehte seinen fülligen, wohlgepflegten Leib auf den Sprungfedern des Sofas zur anderen Seite, als wollte er noch einmal richtig einschlafen, umfing das Kissen fest mit den Armen und drückte die Wange hinein; doch plötzlich fuhr er hoch, setzte sich auf und öffnete die Augen.

›Ja, ja, wie war das noch mal?‹ Er suchte sich eines Traums zu entsinnen. ›Ja, wie war das? Ah ja! Alabin gab ein Diner in Darmstadt; nein, nicht in Darmstadt, es war etwas Amerikanisches. Doch, nur war Darmstadt dort in Amerika. Ja, Alabin gab ein Diner auf Glastischen, ja, und die Tische sangen *Il mio tesoro*, oder nicht *Il mio tesoro*, sondern etwas Besseres, und solche kleinen Karaffinen, die waren zugleich Frauen‹, entsann er sich.

Stepan Arkadjitschs Augen begannen vergnügt zu funkeln, und er dachte lächelnd nach. ›Ja, gut war das, sehr gut. Noch vielerlei gab es da an Vorzüglichem, aber das lässt sich nicht in Worte fassen und nicht einmal im Wachen in Gedanken ausdrücken.‹ Und als er den Lichtstreifen bemerkte, der sich an einem der Tuchvorhänge vorbei hereindrängte, warf er vergnügt die Beine vom Sofa, seine Füße suchten nach den Pantoffeln, besetzt mit goldschimmerndem Saffian und bestickt von seiner Frau (ein Geburtstagsgeschenk im vorigen Jahr), und nach alter, neunjähriger Gewohnheit streckte er, ohne aufzustehen, die Hand nach der Stelle aus, wo im Schlafzimmer sein Morgenrock hing. Da fiel ihm plötzlich ein, wie und warum er nicht im Schlafzimmer seiner Frau schlief, sondern im Kabinett; das Lächeln verschwand aus seinem Gesicht, er runzelte die Stirn.

›Ach, ach, ach! Aaah!‹ stöhnte er, da ihm in den Sinn kam, was geschehen war. Und vor seinem geistigen Auge sah er noch einmal in allen Einzelheiten den Streit mit seiner Frau, die ganze Ausweglosigkeit seiner

Lage und, was am qualvollsten war, seine eigene Schuld.

›Ja! das wird sie nicht verzeihen, kann sie nicht verzeihen. Und am entsetzlichsten ist, dass es meine Schuld ist, meine Schuld, dabei bin ich gar nicht schuldig. Das ist ja die Tragödie‹, dachte er. ›Ach, ach, ach!‹ murmelte er verzweifelt, da ihm die bedrückendsten Momente aus dem Streit in den Sinn kamen.

Am unangenehmsten war jener erste Augenblick gewesen, als er aus dem Theater zurückkehrte, vergnügt und zufrieden, eine riesige Birne für seine Frau in der Hand, und seine Frau nicht im Salon fand; zu seiner Verwunderung fand er sie auch nicht im Kabinett, und schließlich erblickte er sie im Schlafzimmer, in der Hand das Unglücksbillett, das alles entdeckt hatte.

Sie, diese ewig besorgte, rührige und, wie er sie einschätzte, ein wenig beschränkte Dolly, saß unbeweglich, in der Hand das Billett, und mit Entsetzen, Verzweiflung und Zorn im Gesicht sah sie ihn an.

»Was ist das? das da?« fragte sie und deutete auf das Billett.

Und bei dieser Erinnerung peinigte Stepan Arkadjitsch, wie das häufig so ist, weniger das Ereignis selbst als vielmehr, wie er auf die Worte seiner Frau geantwortet hatte.

Ihm erging es in diesem Augenblick, wie es Menschen ergeht, wenn sie urplötzlich bei etwas allzu Schmachvollem ertappt werden. Er schaffte es nicht, sein Gesicht der Situation anzupassen, in die er nach Entdeckung seiner Schuld vor seiner Frau geraten war. Statt verletzt zu sein, alles abzustreiten, sich zu rechtfertigen, um Verzeihung zu bitten oder gar gleichgültig zu bleiben – alles wäre besser gewesen als das, was er tat! –, hatte sich sein Gesicht ganz unwillkürlich (›Reflexe des Gehirns‹, dachte Stepan Arkadjitsch, der viel für Physiologie übrig hatte) – ganz unwillkürlich hatte

es sich mit einemmal zu seinem üblichen, gutmütigen und deshalb dummen Lächeln verzogen.

Dieses dumme Lächeln konnte er sich nicht verzeihen. Als Dolly dieses Lächeln erblickte, zuckte sie zusammen wie vor körperlichem Schmerz, brach mit der ihr eigenen Hitzigkeit in einen Schwall harter Worte aus und rannte aus dem Zimmer. Seither wollte sie ihren Mann nicht sehen.

›Schuld an allem ist dieses dumme Lächeln‹, dachte Stepan Arkadjitsch.

›Aber was tun? was nur tun?‹ fragte er sich verzweifelt und fand keine Antwort.

II

Stepan Arkadjitsch war ein Mensch, der aufrichtig war zu sich selbst. Er konnte sich nichts vormachen und sich einreden, dass er seine Tat bereute. Er konnte jetzt nicht bereuen, was er vor sechs Jahren einst bereut hatte, als er die erste Untreue an seiner Frau beging. Er konnte nicht bereuen, dass er, ein vierunddreißigjähriger, schöner, sich leicht verliebender Mann, nicht mehr verliebt war in seine Frau, die Mutter von fünf lebenden und zwei gestorbenen Kindern, die nur ein Jahr jünger war als er. Er bereute lediglich, dass er es vor seiner Frau nicht besser zu verbergen gewusst hatte. Aber er empfand sehr wohl das Bedrückende seiner Lage und bedauerte seine Frau, die Kinder und sich selbst. Vielleicht hätte er seine Sünden vor seiner Frau besser zu verbergen gewusst, wenn er erwartet hätte, dass diese Nachricht derart auf sie wirken würde. Klar durchdacht hatte er das Problem nie, aber vage sich vorgestellt, seine Frau ahnte längst, dass er ihr nicht treu war, würde jedoch ein Auge zudrücken. Ihm war sogar, als müsste sie, eine abgezehrte, gealterte, nicht mehr schöne Frau, gänzlich

unauffällig und schlicht, nur gute Mutter und Hausfrau, aus einem Gefühl der Gerechtigkeit heraus nachsichtig sein. Das Gegenteil war der Fall.

›Oh, entsetzlich! o weh, o weh! entsetzlich!‹ sagte sich Stepan Arkadjitsch ein ums andre Mal und hatte doch keine einzige Idee. ›Und wie gut alles war bisher, wie gut wir gelebt haben! Sie war zufrieden, glücklich mit den Kindern, ich stand ihr nicht im Weg, habe es ihr überlassen, sich mit Kindern und Haushalt abzugeben, wie sie das wollte. Freilich gehört es sich nicht, dass sie in unserem Haus Gouvernante war. Gehört sich nicht! Es hat etwas Triviales, Abgeschmacktes, der eigenen Gouvernante den Hof zu machen. Aber was für eine Gouvernante! (Er erinnerte sich lebhaft an die schelmischen schwarzen Augen von *m-lle Roland* und an ihr Lächeln.) Aber solange sie bei uns im Haus war, habe ich mir ja nichts herausgenommen. Und am schlimmsten ist, dass sie schon bald … So was aber auch, wie mit Fleiß! O weh, o weh! Oooh! Aber was tun, was denn nur tun?‹

Eine Antwort gab es nicht, außer der allgemeinen, die das Leben auf die kompliziertesten und unlösbarsten Fragen immer bereithält. Diese Antwort war: den Erfordernissen des Tages leben, also vergessen. Vergessen im Traum war nicht mehr möglich, zumindest bis zur Nacht, es war nicht möglich, zu jener Musik zurückzukehren, die die Karaffinen-Damen gesungen hatten; so musste er im Tagtraum des Lebens Vergessen suchen.

›Wird sich schon weisen‹, sagte sich Stepan Arkadjitsch, stand auf, schlüpfte in den grauen Morgenrock mit dem himmelblauen Seidenfutter, band den Quastengürtel zur Schleife, sog tief die Luft in seinen breiten Brustkasten, und auf den ausgestellten Füßen, die so leicht seinen fülligen Leib trugen, ging er gewohnten, munteren Schrittes zum Fenster, zog den Vorhang auf

und läutete laut. Auf das Läuten kam sogleich sein alter Freund herein, Kammerdiener Matwej, und brachte Kleider, Stiefel und ein Telegramm. Hinter Matwej kam auch der Barbier mit den Rasierutensilien herein.

»Sind Schriftstücke aus dem Amt gekommen?« fragte Stepan Arkadjitsch, nahm das Telegramm und setzte sich vor den Spiegel.

»Liegen auf dem Tisch«, antwortete Matwej, schaute fragend und teilnahmsvoll auf seinen Herrn, und nach einem Weilchen fügte er mit schlauem Lächeln hinzu: »Vom Chef des Droschkenstalls war jemand da.«

Stepan Arkadjitsch antwortete nichts und blickte nur im Spiegel auf Matwej; dem Blick, mit dem sie sich im Spiegel trafen, war anzusehen, wie sie einander verstanden. Stepan Arkadjitschs Blick schien zu fragen: ›Weshalb sagst du das? weißt du denn nicht?‹

Matwej steckte die Finger in die Taschen seiner Jaquette, stellte ein Bein vor und schaute seinen Herrn schweigend, gutmütig und mit leichtem Lächeln an.

»Ich habe geheißen, am übernächsten Sonntag wiederzukommen, aber bis dahin Sie und sich selber nicht unnötig zu bemühen«, sagte er einen offenbar vorbereiteten Satz.

Stepan Arkadjitsch begriff, dass Matwej einen Spaß machen und sich ein wenig aufspielen wollte. Er riss das Telegramm auf und las es, legte sich die wie immer verdrehten Wörter zurecht, und sein Gesicht erstrahlte.

Für einen Moment hielt er das glänzende, pummelige Händchen des Barbiers auf, das zwischen seinen langen, lockigen Koteletten bereits einen rosa Pfad freigelegt hatte, und sagte: »Matwej, morgen kommt meine Schwester Anna Arkadjewna!«

»Gott sei Dank«, sagte Matwej, und mit dieser Antwort zeigte er, dass er die Bedeutung dieses Besuchs genauso verstand wie sein Herr, das heißt, dass Stepan Arkadjitschs geliebte Schwester Anna Arkadjewna

zur Versöhnung zwischen Mann und Frau beitragen könnte.

»Allein oder mit dem Herrn Gemahl?« fragte Matwej.

Stepan Arkadjitsch konnte nicht reden, da der Barbier mit der Oberlippe beschäftigt war, so hob er einen Finger. Matwej nickte dem Spiegel zu.

»Allein. Soll das Zimmer oben gerichtet werden?«

»Sag Darja Alexandrowna Bescheid, wo die gnädige Frau möchte.«

»Darja Alexandrowna?« wiederholte Matwej quasi zweifelnd.

»Ja, sag ihr Bescheid. Hier, nimm das Telegramm mit und berichte dann, was die gnädige Frau gesagt hat.«

›So, Sie wollen es versuchen‹, dachte sich Matwej, sagte aber nur:

»Zu Befehl!«

Stepan Arkadjitsch war bereits gewaschen und gekämmt und wollte sich ankleiden, als Matwej, mit seinen knarrenden Stiefeln langsam über den weichen Teppich schreitend, ins Zimmer zurückkehrte, das Telegramm in der Hand. Der Barbier war nicht mehr da.

»Darja Alexandrowna lassen Bescheid sagen, dass sie verreisen. Ganz wie der Herr, wie Sie also, wünschen«, sagte er, und nur seine Augen lachten, während er, die Finger in den Taschen und den Kopf zur Seite gelegt, den Blick auf seinen Herrn richtete.

Stepan Arkadjitsch schwieg. Dann zeigte sich ein gutmütiges und ein wenig klägliches Lächeln auf seinem schönen Gesicht.

»Und? Matwej?« Er wiegte den Kopf.

»Wird schon, gnädiger Herr, das renkt sich ein«, sagte Matwej.

»Renkt sich ein?«

»Aber ja, mit Verlaub.«

»Meinst du? Wer da?« fragte Stepan Arkadjitsch, denn er hörte vor der Tür ein Frauenkleid rascheln.

»Ich, mit Verlaub«, sagte eine entschiedene und angenehme Frauenstimme, und Matrjona Filimonowna, die Kinderfrau, streckte das strenge pockennarbige Gesicht zur Tür herein.

»Nun, was ist, Matrjona?« fragte Stepan Arkadjitsch und trat zu ihr an die Tür.

Obwohl Stepan Arkadjitsch rundherum schuldig war vor seiner Frau und das auch selbst spürte, waren fast alle im Haus, sogar die Kinderfrau, Darja Alexandrownas wichtigste Vertraute, auf seiner Seite.

»Nun, was ist?« fragte er verzagt.

»Geht rüber, Herr, bekennt Euch noch mal schuldig. Vielleicht hilft der Herrgott. Quälen sich sehr, die Gnädige, ein Jammer, es mit anzuschauen, und im Haus läuft alles holterdipolter. Die Kinder, Herr, müssen einen dauern. Bekennt Euch schuldig, Herr. Was tun! Wer gern rodelt, muss auch gern den Schlitten ziehen …«

»Aber sie wird mich nicht empfangen …«

»Tut das Eure. Gott ist barmherzig, betet zu Gott, Herr, betet zu Gott.«

»Na schön, geh jetzt«, sagte Stepan Arkadjitsch, plötzlich rot geworden. »Na, komm, ankleiden«, sagte er zu Matwej und warf entschlossen den Morgenrock ab.

Matwej hielt das vorbereitete Hemd schon wie ein Kummet, blies ein unsichtbares Stäubchen weg und legte das Hemd mit sichtlichem Vergnügen um den wohlgepflegten Leib seines gnädigen Herrn.

III

Nach dem Ankleiden bestäubte Stepan Arkadjitsch sich mit Parfüm, zog die Hemdsärmel lang, verstaute routiniert Papirossy, Brieftasche, Zündhölzer und die Uhr mit den zwei Ketten und den Berlocken in den Taschen, schüttelte das Taschentuch auf, und da er sich trotz seines Unglücks nun rein, wohlriechend, gesund und körperlich vergnügt fühlte, ging er, auf jedem Bein leicht wippend, ins Esszimmer, wo ihn bereits der Kaffee erwartete und neben dem Kaffee Briefe und Schriftstücke aus dem Amt.

Stepan Arkadjitsch setzte sich, las die Briefe. Einer war sehr unangenehm – von dem Kaufmann, der auf dem Gut seiner Frau einen Wald kaufen wollte. Der Wald musste dringend verkauft werden; doch jetzt, vor einer Versöhnung mit seiner Frau, konnte davon nicht die Rede sein. Am unangenehmsten war, dass der bevorstehenden Versöhnung mit seiner Frau damit finanzielle Interessen untergemengt wurden. Und der Gedanke, er könnte sich von diesen Interessen leiten lassen, er würde zum Zweck des Waldverkaufs die Versöhnung mit seiner Frau suchen – dieser Gedanke beleidigte ihn.

Nach der Lektüre der Briefe zog Stepan Arkadjitsch die Schriftstücke aus dem Amt her und blätterte rasch zwei Vorgänge durch, machte mit einem großen Bleistift ein paar Merkzeichen, schob die Akten dann beiseite und ging an den Kaffee; beim Kaffeetrinken schlug er die noch feuchte Morgenzeitung auf und begann zu lesen.

Stepan Arkadjitsch bezog und las eine liberale Zeitung, keine radikale, sondern von jener Richtung, der die Mehrheit anhing. Und obwohl ihn eigentlich weder Wissenschaft noch Kunst, noch Politik interessierten, hing er bei all diesen Gegenständen unbeirrbar den An-

sichten an, denen die Mehrheit und seine Zeitung anhingen, und änderte sie nur, wenn die Mehrheit sie änderte, oder besser gesagt, änderte sie nicht, denn sie änderten sich unmerklich von allein.

Stepan Arkadjitsch suchte sich Richtungen oder Ansichten niemals aus, die Richtungen und Ansichten kamen von allein zu ihm, genauso wie er den Zuschnitt von Hut oder Rock nicht auswählte, sondern nahm, was man trug. Ansichten zu haben war für ihn, der in einer bestimmten Gesellschaft lebte und einer gewissen, sich gewöhnlich in reiferen Jahren entwickelnden Geistestätigkeit bedurfte, genauso eine Notwendigkeit, wie einen Hut zu haben. Falls es überhaupt einen Grund gab, weshalb er der liberalen Richtung gegenüber der konservativen, der ebenfalls viele aus seinem Kreis anhingen, den Vorzug gab, so geschah das nicht, weil er die liberale Richtung für vernünftiger gehalten hätte, sondern weil sie mehr seiner Lebensweise entsprach. Die liberale Partei sagte, in Russland sei alles von Übel, und tatsächlich hatte Stepan Arkadjitsch viele Schulden, das Geld reichte einfach nie aus. Die liberale Partei sagte, die Ehe sei eine überholte Institution und müsse umgestaltet werden, und tatsächlich bereitete das Familienleben Stepan Arkadjitsch wenig Vergnügen und zwang ihn, zu lügen und sich zu verstellen, was seiner Natur widerstrebte. Die liberale Partei sagte, oder besser, legte den Gedanken nahe, die Religion sei nur das Zaumzeug für den barbarischen Teil der Bevölkerung, und tatsächlich konnte Stepan Arkadjitsch sogar einen kurzen Gottesdienst nicht ohne Schmerzen in den Beinen überstehen und konnte nicht begreifen, wozu diese schrecklichen und hochtrabenden Worte über das Jenseits, da es sich doch auch im Diesseits sehr vergnügt leben lasse. Zugleich gefiel sich Stepan Arkadjitsch, einem heiteren Scherz nie abgeneigt, bisweilen darin, einen friedlichen Zeitgenossen dadurch zu verblüffen,

dass jedermann, der auf edle Abkunft stolz sei, nicht bei Rjurik haltmachen und den allerersten Urahnen verleugnen dürfe – den Affen. So war die liberale Richtung Stepan Arkadjitsch zur Gewohnheit geworden, und er mochte seine Zeitung wie die Zigarre nach dem Diner, um des leichten Nebels willen, den sie in seinem Kopf verbreitete. Er las den Leitartikel, in dem erklärt wurde, heutigentags erhebe sich völlig zu Unrecht ein Geschrei darüber, dass der Radikalismus angeblich alle konservativen Elemente zu verschlingen drohe und dass die Regierung angeblich Maßnahmen ergreifen müsse, um die revolutionäre Hydra zu ersticken, vielmehr liege »unserer Meinung nach die Gefahr nicht in einer angeblichen revolutionären Hydra, sondern in halsstarriger Traditionalität, die den Fortschritt hemmt« usw. Er las auch einen anderen Artikel, über Finanzen, in dem Bentham und Mill erwähnt wurden und subtile Sticheleien gegen das Ministerium verpackt waren. Mit seiner raschen Auffassungsgabe begriff er die Bedeutung jeder Stichelei, von wem und gegen wen sie aus welchem Anlass gerichtet war, und das bereitete ihm wie immer ein gewisses Vergnügen. Heute aber war dieses Vergnügen vergällt durch die Erinnerung an Matrjona Filimonownas Ratschläge und daran, dass der Haussegen so schief hing. Er las außerdem, dass Graf Beust, wie man höre, in Wiesbaden Station mache und dass es nun keine grauen Haare mehr gebe, las vom Verkauf einer leichten Kutsche und vom Stellengesuch einer jungen Person; doch alle diese Nachrichten verschafften ihm nicht das stille ironische Vergnügen wie sonst.

Als er mit der Zeitung, einer zweiten Tasse Kaffee und seinem Kalatsch mit Butter fertig war, stand er auf, schüttelte die Kalatschkrümel von der Weste, reckte die breite Brust und lächelte freudig – nicht, weil ihm besonders angenehm zu Gemüt gewesen wäre, das freu-

dige Lächeln war vielmehr von der guten Verdauung bewirkt.

Aber dieses freudige Lächeln rief ihm gleich wieder alles ins Gedächtnis, und er dachte nach.

Zwei Kinderstimmen (Stepan Arkadjitsch erkannte die Stimme von Grischa, dem kleineren Jungen, und Tanja, dem ältesten Mädchen) waren vor der Tür zu hören. Sie zogen etwas und ließen etwas fallen.

»Ich habe doch gesagt, dass man Passagiere nicht aufs Dach setzen darf«, rief das Mädchen auf Englisch, »jetzt kannst du sie einsammeln!«

›Drunter und drüber geht es‹, dachte Stepan Arkadjitsch, ›da rennen die Kinder allein herum.‹ Er ging zur Tür und rief die beiden. Sie ließen die Schatulle stehen, mit der sie Eisenbahn spielten, und kamen zum Vater.

Das Mädchen, Vaters Liebling, kam keck hereingelaufen, umarmte ihn und hing ihm wie immer lachend am Hals, freute sich über den vertrauten Parfümduft, der von den Koteletten ausging. Als sie ihm endlich das von der gebeugten Haltung rot gewordene und vor Zärtlichkeit strahlende Gesicht geküsst hatte, löste sie die Hände und wollte davonlaufen; aber der Vater hielt sie auf.

»Was ist mit Mama?« fragte der Vater und fuhr mit der Hand über das glatte, zarte Hälschen der Tochter. »Guten Morgen«, sagte er und lächelte dem Jungen zu, der ihn begrüßt hatte.

Er war sich bewusst, dass er den Jungen weniger liebte, und bemühte sich stets, ihn gleich zu behandeln; aber der Junge spürte das, er lächelte nicht auf das kalte Lächeln des Vaters.

»Mama? Sie ist aufgestanden«, antwortete das Mädchen.

Stepan Arkadjitsch seufzte. ›Also hat sie wieder die ganze Nacht nicht geschlafen‹, dachte er.

»Und, ist sie fröhlich?«

Das Mädchen wusste, dass zwischen Vater und Mutter Streit herrschte und dass die Mutter nicht fröhlich sein konnte, dass der Vater das wissen musste und dass er sich verstellte, wenn er so leichthin fragte. Und sie errötete für den Vater. Er begriff das sofort und errötete ebenfalls.

»Ich weiß nicht«, sagte sie. »Sie hat uns nicht lernen geheißen, sondern geheißen, wir sollen mit Miss Hull einen Spaziergang machen zur Großmama.«

»Na, dann geh, meine Tanja. Ah ja, warte«, sagte er, hielt sie doch fest und streichelte ihr das zarte Händchen.

Er nahm vom Kamin, wo er sie gestern hingestellt hatte, eine Schachtel Konfekt und gab ihr zwei Stück, suchte ihr Lieblingskonfekt aus, eines mit Schokolade und eines mit Pomade.

»Für Grischa?« fragte das Mädchen und deutete auf das mit Schokolade.

»Ja, ja.« Noch einmal streichelte er ihr die Schulter, küsste sie auf den Haaransatz und den Hals und entließ sie.

»Der Wagen steht bereit«, sagte Matwej. »Und eine Bittstellerin ist da«, fügte er hinzu.

»Schon lange?« fragte Stepan Arkadjitsch.

»So ein halbes Stündchen.«

»Wie oft wurde dir schon befohlen, gleich Meldung zu machen!«

»Man muss Sie doch erst mal Kaffee trinken lassen«, sagte Matwej in dem freundschaftlich ruppigen Tonfall, bei dem man nicht böse werden konnte.

»Dann bitte sie sofort herein«, sagte Oblonski und zog die Stirn in Falten vor Verdruss.

Die Bittstellerin, eine Stabskapitänin Kalinina, bat um Unmögliches und Ungereimtes; aber Stepan Arkadjitsch ließ sie nach seiner Gewohnheit Platz nehmen, hörte sie aufmerksam an, ohne zu unterbrechen, und

gab ihr einen ausführlichen Rat, an wen sie sich wenden solle und wie, er schrieb ihr sogar, beherzt und wohlformuliert, in seiner großen, ausgreifenden, schönen und klaren Handschrift ein Billett an eine Persönlichkeit, die ihr behilflich sein könnte. Als er die Stabskapitänin entlassen hatte, griff Stepan Arkadjitsch nach seinem Hut und blieb stehen, um sich zu vergewissern, ob er nichts vergessen hatte. Wie sich zeigte, hatte er nichts vergessen, außer dem, was er vergessen wollte – seine Frau.

›Ah ja!‹ Er senkte den Kopf, und sein schönes Gesicht nahm eine betrübte Miene an. ›Gehen oder nicht gehen?‹ fragte er sich. Und eine innere Stimme sagte ihm, dass er nicht zu gehen brauche, dass außer Unaufrichtigkeit nichts sein könne, dass ihr Verhältnis unmöglich zu korrigieren und zu reparieren sei, weil sie unmöglich wieder attraktiv werden und Liebe erwecken oder er ein liebesunfähiger Greis werden könne. Außer Unaufrichtigkeit und Lüge konnte jetzt nichts dabei herauskommen; doch Unaufrichtigkeit und Lüge widerstrebten seiner Natur.

›Allerdings, irgendwann muss es sein; so kann das ja nicht bleiben‹, sagte er sich und suchte sich Mut zu verleihen. Er reckte die Brust gerade, zog eine Papirossa hervor, steckte sie an, paffte zweimal und warf sie in den perlmuttenen Muschelaschenbecher, durchmaß raschen Schrittes den düsteren Salon und öffnete die nächste Tür, die zum Schlafzimmer seiner Frau.

IV

Darja Alexandrowna stand im Nachtjäckchen, das bereits schüttere, einst dichte und wunderschöne Haar in Zöpfen am Hinterkopf hochgesteckt, mit hohlwangigem, hagerem Gesicht und großen, durch die Hagerkeit